

Mein Blick flackerte zu den drei Luftschutzwarten, die an der fest verschlossenen Kellertür standen und versuchten, die Menschen in Schach zu halten und zu beruhigen. Doch ihre Versuche zerbarsten ungehört an der allzu großen Angst. Die Frau, die mir gegenüber saß, hatte einen Pullover mit Rautenmuster an. Ich starrte darauf, bis es vor meinen Augen verschwamm.

Wumm. Wumm. Wumm. Jeder der Einschläge traf mich bis ins Mark. Es roch nach Teer und ich spürte eine eigenartige Hitze auf meinen Lippen. Muttis Hand zitterte in meine Richtung. Ich drückte sie, tröstend, wie ich hoffte. Ganz still saßen wir und sprachen kein Wort. Die Minuten dehnten sich, wurden zur Ewigkeit. Wie lang ist die Ewigkeit? Wie viele Momente hat eine Sekunde?

Und dann war es plötzlich still. Gespenstisch still. Es war eine Stille, geschwängert von dem Lärm und dem Leid, das in den letzten Minuten über unsere Stadt hereingebrochen war. All das klang noch in mir nach und auch die Angst vor dem, was uns nun erwarten würde, schwang in dieser Stille mit. Wir hatten überlebt. Aber nun würden wir hinaufsteigen müssen, aus dem schützenden Keller in eine zerbombte Stadt. Vielleicht waren wir obdachlos geworden. Und vielleicht, das war wohl die Sorge, die uns alle in unserer Schicksalsgemeinschaft am meisten umtrieb, vielleicht hatten wir unsere Liebsten dort draußen im Bombenhagel verloren.

In die Stille hinein brach das Geheul der Sirenen – aber diesmal war es ein Geräusch der Erleichterung – der Klang der Entwarnung.

Die Luftschutzwarte öffneten sehr vorsichtig die schwere Stahltür, um sie gleich darauf wieder zuzuschlagen. Mit ernsten Mienen wandten sie sich zu uns um.

»Die Stadt glüht«, sagte der ältere der beiden. »Alles steht in Flammen, und es weht ein heftiger Wind. Ein Flammenwind.«

Mutti und ich sahen einander entsetzt an.

Die Angst saß wie eine Klammer um meinen Hals und drohte, mich zu ersticken. Den anderen Menschen in unserem Keller schien es ähnlich zu gehen. Keiner wagte sich zu rühren, keiner wagte, die schützende Hülle zu durchbrechen, die uns umgab. Noch.

Doch wir hatten keine Wahl. Wir konnten nicht ewig hier sitzen. Langsam und schwerfällig kam Bewegung in unsere schicksalhafte Gemeinschaft. Zwei Feldunterärzte vom *Missionsärztlichen Institut* erhoben sich und verließen als Vorhut den Keller. Einige Mutige folgten ihnen, die meisten aber waren immer noch wie erstarrt vor Angst und blieben auf ihren Stühlen sitzen, ein kleiner Moment noch des Verweilens, bevor in vielen Fällen aus namenloser Angst schreckliche Gewissheit werden würde.

Ich weiß nicht, wie lange wir so saßen, und seltsamerweise hörte ich das überlaute Ticken einer Wanduhr, obwohl es in diesem Bunker gar keine gab. All das musste sich in meinem Kopf abspielen! Wie viele Momente hatte eine Sekunde? Da war sie wieder, die merkwürdige Frage, die sich während des Angriffs in meinen Kopf gebohrt hatte.

Schließlich sagte Mutti, wie erwachend: »Geh du und schau, ob unser Haus noch steht, wenn du nicht zurückkommst, weiß ich, dass es noch steht, und komme nach!«

Ich nickte, dankbar, dass sie mir diese Anweisung gegeben hatte, einen Impuls, mich aus meiner Starre zu lösen. Ich hätte keine Kraft gefunden, aus mir selbst heraus einen Entschluss zu fassen und zu handeln.

Wie in Trance, Schritt für Schritt, stieg ich die steile Stein-
treppe empor, auf alles gefasst!

Der Luftschutzwart deutete auf ein Fass mit Wasser, das am Ausgang stand, und auf den Stapel Handtücher daneben.

»Durchtränken Sie das Tuch und halten Sie es sich vor das Gesicht.«

Ich nickte, tunkte das Tuch in die Flüssigkeit und schlang es um meinen Kopf, so, dass es auch meine Haare bedeckte.

Draußen empfing mich die Hölle! Ein glühender, orkanartiger Sturm wütete, der Himmel war blutrot gefärbt. Ich kroch mehr, als dass ich in die Richtung rannte, in der ich mein Zuhause vermutete. Feuerfunken stoben mir entgegen und drohten mich zu versengen. Dachziegel und glimmende, dicke Balken flogen durch die Luft. Es war so unfassbar heiß, dass ich immer wieder stehenbleiben musste, um nach Atem zu ringen. Ich starrte in die brennende Nacht, taumelte in unsere Straße, in der vier Häuser in Flammen standen.

Ich wagte kaum, um die Ecke zu biegen. Gleich würde ich wissen, ob unser Haus ebenfalls zerstört war oder ob es noch stand. Und dann sank ich auf die Knie, fassungslos vor Glück und vor Demut. Unser Haus war nicht getroffen worden!

Am liebsten wäre ich hier sitzen geblieben, auf dieser Straße, vor unserem Haus, in dieser brennenden Stadt. Ein kleiner Lichtblick in unendlichem Leid. Doch da trat Herr Adam aus der Eingangstür, unser Vermieter, der für mich immer wie ein Vater gewesen war. Wir waren füreinander dagewesen, im Krieg, der diesen gütigen alten Mann schlimm gebeutelt hatte, wie ihm das schon so oft in seinem Leben widerfahren war. Nachdem seine Frau nach dem Großen Krieg an der Spanischen Grippe gestorben war, hatte er nun seine beiden Söhne an der Front verloren. Ich war für ihn fast wie eine Tochter, und als er mich dort knien sah, stolperte er durch den Rauch auf mich zu, sank vor mir nieder und schlang die Arme um mich. So kauerten wir da. Zwei Vereinte in einer brennenden Stadt.

»Luise«, murmelte er, »mein Mädchen! Ich bin so froh, dass dir nichts passiert ist. Was ist mit deiner Mutti?«

»Sie ist im Luftschutzkeller *Zum Letzten Hieb*«, erklärte ich. »Wir haben verabredet, dass ich vorausgehe, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.«

Er nickte.

»Wo haben Sie den Angriff verbracht?«

»Hier«, sagte er ruhig.

»Hier?«, fragte ich verblüfft. »Aber wir haben doch gar keinen sicheren Keller.«

»Ich war auch nicht im Keller«, erklärte Herr Adam. »Oben war ich und habe während des Angriffs fünf Stabbrandbomben aus dem Dachfenster geschmissen und mit Sand abgedeckt.«

»Sie haben Ihr Leben riskiert!«, rief ich entsetzt.

»Ach, Kind«, sagte er und strich mir in unendlicher Müdigkeit über die Wange. »Was ist mir denn noch geblieben außer dem Haus? Hätten sie es getroffen, hätte dein alter Herr Adam auch nicht mehr weiterleben mögen.«

Eine schreckliche Ahnung beschlich mich. War Herr Adam absichtlich nicht in den Luftschutzkeller gegangen, weil er sterben wollte?

»Aber Sie haben doch mich«, sagte ich ganz leise und kam mir ungemein hilflos vor.

»Ja, Luischen.« Er legte seine Stirn an meine. »Da hast du wohl recht. Ich habe ja dich.«

Dann sah ich an dem Haus empor. Die Fensterscheiben waren zersprungen, die Vorhänge wehten in Fetzen aus den Fenstern, der orkanartige Sturm umgab mich immer noch.

»Geh nur hinein«, sagte Herr Adam.

Ich nickte und rappelte mich hoch, ging in unser Haus, in unsere Wohnung im ersten Stock, meine Füße tasteten über Böden voller Scherben, alles war finster, nur draußen glühte die Welt, und ich war allein, so allein.

So schnell ich konnte, zerrte ich alle Fensterläden zu, um die Hölle, die draußen wütete, auszusperren. Im Schein einer Kerze begann ich, die Glasscherben vom Boden aufzusammeln. Ich schnitt mir in den Finger, das Blut tropfte auf den Boden. Ich starrte auf die Flecke, die es hinterließ und die ich im Schein der Kerze nur schemenhaft erkennen konnte, unfähig zu handeln, so, als sei das nicht mein Blut, das da tropfte, nicht mein Fußboden und nicht meine Welt. Das konnte nicht meine Welt sein, die so grausam war!

Ein gewaltiges Krachen von draußen riss mich aus meiner Trance. Wahrscheinlich war einer der umherfliegenden Balken irgendwo gelandet. Reiß dich zusammen, schalt ich mich. Gleich kommt Mutti.

Ich kehrte stundenlang, dann legte ich mich, immer noch angezogen, erschöpft auf unser Wohnzimmersofa und wartete. Warum kam Mutti denn nicht? Wo blieb sie nur? Meine Augen wollten sich nicht schließen vor lauter Sorgen, und ich überlegte, ob ich noch einmal losgehen sollte, um sie zu suchen. Aber was, wenn wir uns dann verpassten in dieser brennenden, untergehenden Stadt? Ich musste an eine alte Abmachung denken, die wir einmal getroffen hatten, als ich noch ein kleines Mädchen gewesen war: Man hält sich immer an das, was besprochen war. Besonders in schwierigen Situationen.

Seufzend starrte ich an die Decke. Durch die Ritzen der Fensterläden flackerte der Schein des Feuers herein und bildete an der Zimmerdecke ein eigenartiges Schauspiel.

Und dann endlich, endlich, gegen 6 Uhr morgens, hörte ich einen Schlüssel in der Tür und Muttis zaghafte Stimme, die leise durch die dunkle Einsamkeit klang. »Luise?«

»Mutti!« Ich sprang auf, flog ihr entgegen, wir hielten uns umschlungen, sanken auf die Knie, unsere Tränen tropften auf den Boden wie zuvor mein Blut.